

Karpathos

Griechische Freundschaft, ein Prolog

Weit draussen in der Ägäis, zwischen Kreta und Rhodos, erstreckt sich über gute vierzig Kilometer die Insel Karpathos. Sehr viel Fels und Stein, ausgedehnte Kiefernwälder und unten am Meer immer wieder weite Sandstrände. Im Süden flimmert die Hitze über einem Flugplatz, der mit Ausnahme von lokalen, täglichen Flügen nach Rhodos, Kreta und dem benachbarten Kasos sowie ein paar Charterflügen während der Ferienzeit still daliegt. Hier landete Andreas Herczog, mit einem Inselhüpfer der Olympic Air von Rhodos herkommend, im Juli 1994 mit Partnerin Gabi und der befreundeten Familie Hämmerle aus dem Kanton Graubünden.

Karpathos war keine populäre Feriendestination, aber in links-alternativen Kreisen Deutschlands, bei Alt-Hippies und Alt-68ern galt die Insel als Geheimtipp. Die malerische Stadt Olymbos, deren Gassen und Häuser eng verschachtelt sich einen Berghang hinaufziehen, vom Meer abgewandt, damit – in früheren Jahrhunderten – die Piraten sie nicht entdecken konnten, zog unzählige Feministinnen an, weil es dort etwas ganz Seltenes zu bewundern gab: das Matriarchat. In Olymbos – wie übrigens auf der ganzen Insel – bevorzugt das Erbrecht die älteste Tochter und verschafft der Erstgeborenen eine Sonderstellung, was sich im Lauf der Jahrzehnte in mannigfaltigen Bereichen des Alltags auf das Geschlechterverhalten auswirkte. Auf der Suche nach Ausdrucksformen einer matriarchalen Gesellschaft pilgerten braun gebrannte Feministinnen in langen Gewändern oder auch in Jeans durch die verwinkelten Gassen Olymbos', unterhielten sich mit schwarz gekleideten Einheimischen und kauften ihnen am Schluss gehäkelte Tüchlein, Decken und Honig ab.

Übernachtungsmöglichkeiten gab es in Olymbos wenige, in der Inselhauptstadt Pigadia und in kleinen Pensionen der teils abgelegenen Buchten schon eher. Ein besonderer Anziehungspunkt unter den Eingeweihten, die Karpathos als Ferienort ausgewählt hatten, war zweifellos die Buchtenlandschaft Lefkos am äussersten westlichen Punkt der Insel, mehr als eine Stunde entfernt von der Hauptstadt und vom Flughafen. Bucht reiht sich an Bucht.

Auf einer Landzunge zwischen zwei Sandbuchten betrieben die Brüder Ntinios und Iannis eine Taverne, die im Wesentlichen aus einer Küche, drei ebenerdigen Räumen und vier spärlich eingerichteten Zimmern im Obergeschoss bestand. «Captain's Home» hiess die Taverne. Als sich auf Lefkos

Ende der 1980er-Jahre ein kleiner Tourismus zu entwickeln begann, baute Ntinós auf der gegenüberliegenden Seite der kleinen Bucht ein Gästehaus mit fünf schlicht eingerichteten Appartements, alle mit hinreissendem Blick aufs Meer und auf Sonnenuntergänge. Er nannte es «Glyko Oneiro», was «Süsser Traum» heisst. Der «Speisesaal» des Süssen Traums blieb die Terrasse von Captain's Home, überdacht mit Schilfbahnen. Die Taverne gehörte, wie im Matriarchat üblich, der Mutter der beiden Brüder, für Küche und Essen waren deren Frauen zuständig, die beide Maria hiessen. Hier gefiel es Andreas Herczog. Im Sommer 1994, als er mit Hämmerles für zwei, drei Wochen hierhergezogen war, war er nicht zum ersten Mal da.

Zu jener Zeit sprach er noch kaum griechisch. In Captain's Home war das kein Problem. Ntinós und Iannis hatten in ihren jungen Jahren als Matrosen auf grossen Frachtern gearbeitet, dabei nicht nur die englische Sprache erlernt, sondern auch alle Häfen dieser Erde gesehen, wie sie Freunden hin und wieder beiläufig, aber mit bedeutungsvollem Unterton zu verstehen gaben. Und Andreas Herczog war ein Freund. Er war ein Freund wie alle, die ein zweites Mal angereist kamen. Die beiden Brüder nannten ihn González. González wie den spanischen Ministerpräsidenten Felipe González, weil sich die beiden äusserlich ähnlich seien, wie Ntinós und Iannis fanden. Nicht nur äusserlich, auch im Geiste – beide links, und das gefiel den beiden Griechen. Sie wählten Pasok.

Freunde, wie Andreas Herczog einer war, wurden in Captain's Home nicht bedient. Wenn sich Freunde darüber unterhielten, dass sie nicht bedient wurden, kamen sie über kurz oder lang zum Schluss, dass das Nicht-bedient-Werden eine Auszeichnung sei. Freunde setzten sich, wenn sie sich auf der Terrasse einfanden, erst für eine Weile an einen der Tische, gedeckt mit blau-weiss kariertem Papierdecke, schauten dem Treiben in der Bucht zu, den Badenden am Strand, warfen einen Blick über die Bucht hinaus und blieben dort in der Weite sinnend hängen. Manche rauchten eine Zigarette dazu. Wenn sich Durst meldete, man zum Aperó anstossen oder aus Langeweile etwas trinken wollte, erhoben sich Freunde, begaben sich zum grossen Kühlschrank vor der Küche, öffneten die Tür und nahmen sich Wasser, Bier, Retsina oder was auch immer heraus. Einige holten sich ein Glas, andere tranken aus der Flasche. Mit dem Essen war das ähnlich. Mit dem Unterschied allerdings, dass beim Essen ein Grundangebot an Service bestand: Eine der beiden Marias brachte das Essen an den Tisch, wenn man sich zuvor in die Küche begeben und das Passende in den Töpfen ausgesucht hatte.

Freunde zahlten nicht. Freunde liessen auch nicht anschreiben. Sie schrieben selbst auf. Sie notierten Tag für Tag, was sie konsumiert hatten und

wenn sich der Urlaub nach zwei oder drei Wochen dem Ende zuneigte, suchte man mit dem Notizbüchlein Ntinós auf, der alles zusammenrechnete und zu einer Summe kam, die allen einleuchtete.

Zu den Freunden gehörte auch der langjährige SPD-Ministerpräsident von Schleswig-Holstein, Björn Engholm, der 1993 deutscher Kanzlerkandidat geworden wäre, hätten ihm seine Gegner nicht eine Falschaussage vor dem Untersuchungsausschuss zur Barschel-Affäre nachgewiesen. Er verbrachte regelmässig Ferien in Captain's Home und war das Vorzeigestück unter Iannis' und Ntinós' Freunden. Wenn sie von ihm sprachen, dämpften sie die Stimme. Andreas Herczog hatte Engholm in Lefkos nur einmal getroffen, aber die Begegnung soll kühl gewesen sein, denn der Norddeutsche liebte die Diskretion.

Weitaus lebhafter verliefen seine Gespräche und Begegnungen mit Einheimischen. Andreas Herczog erfuhr merkwürdige Geschichten von Familienfehden zwischen dieser und jener Sippe, wurde auf lauschige und abgelegene Tavernen in der weiten Buchtenlandschaft von Lefkos aufmerksam gemacht, wusste Bescheid über die Pläne eines geplanten Hotels an der Bucht. Er unterhielt sich mit den Leuten, erfuhr beiläufig dies, kombinierte jenes, fragte nach, setzte Puzzleteile zusammen, und wenn er die Zusammenhänge beieinander hatte, sprach er ein paar Worte mit einer der deutschen Aussteigerinnen, die sich auf Lefkos mit einem Griechen vermählt hatten, verifizierte, machte Abstriche und konnte am Abend spannende Geschichten erzählen.

Mit Ntinós und Iannis diskutierte er über Politik, über die griechische, die die beiden sehr umtrieb. Ihre Partei, die linke Pasok, hielten sie für korrupt wie alle Parteien, aber es gab keine andere Wahl. Ihre Hunde hiessen Mao und Lenin, die Hündin Pasonaria wie die spanische Revolutionärin im Bürgerkrieg. Ntinós liebte es, nach ihnen zu rufen, wenn die Touristen am Strand dösten. Die Türkei konnte Ntinós nicht ausstehen, sie war eine Bedrohung. Wenn er in Rhodos Besorgungen zu machen hatte, sah er bei guter Sicht hinüber aufs türkische Festland und dieser Blick behagte ihm nicht. Auch für die Religion hatte er wenig übrig, weder für die eigene noch für den Islam, für diesen schon gar nicht, und er hielt es im Jugoslawienkrieg mit den Serben, weil sie alles Muslimische bekämpften. Der EU misstraute er sehr, auch wenn sie auf Karpathos kilometerweit Strassen finanzierte.

Darüber redete er eifrigst, wenn er mit seinem Freund Andreas und dessen Freund Andrea Hämmerle zusammensass. Mit zwei wichtigen Schweizer Politikern, wie er gern mal sagte. Am 11. Juli 1994, als die Fussball-WM in den USA zwischen den Viertel- und den Halbfinals zwei Tage ruhte, erzählte Ntinós den beiden Nationalräten, dass am Abend ein weiterer Schweizer mit Familie ankäme. Ein Journalist. Die beiden horchten auf. Sie kannten sich in

der heimatlichen Medienszene aus, und als Ntinios meinen Namen nannte, sagten sie, sie würden mich durchaus kennen.

Es dämmerte, als ich und meine Familie vor Captain's Home aus dem Taxi stiegen. Wir freuten uns auf das Wiedersehen mit Ntinios, Iannis, den beiden Marias und ihren Kindern. Doch es winkten mir zwei andere Männer zu. Ich erschrak. Kennen tat ich die beiden sehr wohl, hätte sie aber nie im Leben auf Karpathos erwartet: Andreas Herczog und Andrea Hämmerle. Mir wankte der Boden unter den Füßen. Nein!, dachte ich. Nein, nein, nein. Eben erst war in Bern die Sommersession der eidgenössischen Räte zu Ende gegangen. Als Bundeshausjournalist hatte ich die Debatten verfolgt, darüber berichtet, Interviews geführt und was der Dinge mehr sind. Hatte mich mit Nationalrätinnen und Nationalräten herumgeschlagen – mit Nationalräten wie den beiden dort auf der Terrasse von Captain's Home. Nicht dass sie mir grundsätzlich unsympathisch gewesen wären. Ihre politischen Ansichten teilte ich weitgehend. Aber ich wollte «mein» Lefkos, «mein» Captain's Home nicht mit Nationalräten teilen. Auf Lefkos suchte ich, wie all die Jahre zuvor, nur eines: den Abstand vom Alltag zu Hause.

Zwei Zimmer waren frei im Süßen Traum, unmittelbar neben Herczogs und Hämmerles. Da zogen wir ein, statt in den trauten Familienurlaub nun sozusagen in eine Ferien-WG, und vom ersten Tag an kam es uns vor, als hätten wir uns zu einem gemeinsamen Urlaub mit Freunden zusammengefunden. Nach dem Erwachen bis weit nach Sonnenuntergang sassen wir zusammen und gingen einem geregelten Tagesablauf nach mit gemeinsamem Frühstück, Beach-Working und heiteren Abenden in Captain's Home oder irgendeiner anderen Taverne in Lefkos. Wie Freunde eben.

Beach-Working betrieben wir intensiv. Das war Folgendes: Wir schlenderten hinunter an die sandige Bucht, manchmal auch an die Bucht mit den hohen Wellen, und platzierten die Badetücher. Zum Beach-Working gehörte, sich hinzulegen, ein Buch oder eine Zeitschrift in Griffweite zu deponieren für den Fall, dass die anderen Beach-Workerinnen und -Worker grad keine Lust zum Reden und Schwatzen hatten oder sich für eine Weile im Wasser abkühlten. Gewiss – die einen oder anderen schwänzten das Beach-Working immer wieder, machten einen Ausflug in den Inselhauptort oder nach Olymbos, wanderten durch einsame Kiefernwälder in eines der Bergdörfer in der näheren Umgebung.

So was tat Andi nicht. Er blieb pflichtbewusster Beach-Worker, der eindringlich vor dem Unsinn warnte, etwa auf einen Berg zu steigen. Er begründete die Sinnlosigkeit solchen Tuns mit dem Argument, dass man nachher doch nur wieder herunterkommen müsse. Da sei keine dialektische Spannung drin.

Dem konnte man entgegenhalten, die Antithese zur Behauptung, man kehre am Schluss an den gleichen Punkt zurück, sei doch die, dass der Blick vom Berg hinunter nicht nur den Horizont erweitere, sondern auch zu einer neuen Erkenntnis über den Ort des Seins führe. Und darauf erwiderte er so ungefähr, Dialektik sei eine Disziplin des Geistes und nicht der Muskelkraft.

Die ersten Abende unserer zufälligen Feriengemeinschaft folgten dem Schlussprogramm der Fussball-WM in den USA, für die unsere griechischen Gastgeber vorerst nicht das allergeringste Interesse zeigten. Es war Andis Verdienst, dass irgendein Michailis ein verstaubtes TV-Gerät aus einem Hinterzimmer herausrückte und es auf der offenen Terrasse auf einem Plastikstuhl so platzierte, dass der zustande gekommene Empfang es ermöglichte, die Spieler zu erkennen. Im Laufe des WM-Finals mischten sich dann auch die heimischen Griechen in die Traube der Zuschauenden, die in den kleinen Bildschirm starrten. Sie standen alle auf der Seite Brasiliens, während die Feriengäste es mindestens zur Hälfte mit den Italienern hielten und mitanschauen mussten, wie der Italiener Roberto Baggio den Ball im abschliessenden Elfmeterschüssen in den Nachthimmel und damit Brasilien ins weltmeisterliche Glück schoss.

Selbstverständlich verarbeiteten wir den weltmeisterlichen Titel am folgenden Tag im Beach-Working, wechselten dann aber wie üblich zu anderen Themen, von sportlichen zu literarischen, dann zu politischen, schweiften nach allen Richtungen ab, schmückten aus, spannen weiter, erwähnten Begegnungen mit sympathischen Menschen, mit unsympathischen, lästerten, tauchten mal ab in irgendeine Ernsthaftigkeit, suchten historische Bezüge, verglichen mit Ähnlichem, fanden Parallelen, stiessen in neue Dimensionen vor, brachen auf in die Weltgeschichte, rückwärts bis zumindest in den Anfang der Neuzeit oder noch weiter und dann wieder vorwärts, blieben in Palästina, Nicaragua, Kuba hängen, hangelten uns den Befreiungsbewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts entlang, extrapolierten in die Zukunft und vereinbarten, wer für den Aperó einkaufe.

Befreiungsbewegungen beschäftigten uns auch oben im Süssen Traum, während die Sonne unterging, die Schatten länger wurden, der Glanz der Sandinisten erblasste und Andi und ich uns beim dritten Prosit darauf besannen, dass wir beide aus einem Kanton stammten, der entstanden war, weil sich die unterdrückten Bauern gegen die Herren aus der Stadt aufgelehnt und sie 1832 bei der Hülftenschanze zum Teufel gejagt hatten. In solchen Momenten war Andi bekennender Baselbieter, auch wenn er sich umgehend wieder distanzieren und zugestehen musste, dass aus der Revoluzzerlandschaft ein SVP-geprägter Speckgürtel am Rande der Stadt Basel geworden war.

Wir waren Freunde geworden. Irgendwann flogen wir zurück in die Schweiz, besuchten uns gegenseitig immer mal wieder, gingen unseren Tätigkeiten nach, ich als Journalist im Bundeshaus, Andi drinnen im Ratssaal und manchmal, wenn wir uns aus dem zum Teil idiotischen Alltag des Parlaments, wie er sich bisweilen auszudrücken pflegte, herauslupfen wollten, dann setzten wir uns auf eines dieser gepolsterten Sofas in der Wandelhalle und sagten: «Und jetzt nach Griechenland.» Wir blickten in die Berner Alpen und schweiften ab nach Karpathos. «Weisst, wie das jetzt wäre, den Rücken in den heissen Sand vom Strand zu legen.» Dann konnten wir für einen Moment den unmittelbaren Alltag ausschalten.

Drei Jahre später reisten wir nochmals zusammen hin. Andi war eben 50 Jahre alt geworden, der Politik etwas überdrüssig, vielleicht weil er erfolgreich mitgeholfen hatte, die moderne Verkehrspolitik auf die Schiene zu stossen und grad keine neue Aufgabe sah, vielleicht aber auch, weil er nun schon bald 20 Jahre im Nationalrat sass und ans Ende denken wollte. Er lebte als Single und haderte mit diesem Zustand. Beruflich schien er ein Stück weit im Theoretischen hängen geblieben zu sein, hatte viele Studien verfasst, aber als Architekt schon länger kein grösseres Projekt begleitet.

Er hatte seinen früheren POCH-Mitstreiter Ruedi Bautz und dessen Partnerin Margrit für die Ferien in Karpathos begeistern können. Ich reiste mit Familie. Kurz vor dem Reisetart sagte Andi, Gabi komme auch mit. Sie seien zwar nicht mehr zusammen, aber Karpathos fasziniere sie. Andi war das recht.

Wir bezogen die Räume im Glyko Oneiro und verschrieben uns vom ersten Tag an seriösem Beach-Working. Die Welt hatte sich kaum verändert, in Amerika war Clinton wiedergewählt worden, in Grossbritannien Tony Blair an der Macht, in Russland regierte Jelzin, in Deutschland und Frankreich taten dies Kohl und Chirac, die Themen blieben ähnlich, die Hoffnungen auf soziale und ökologische Fortschritte schienen uns berechtigt, denn in den 1990er-Jahren hatte sich so viel politische und gesellschaftliche Dynamik für eine grünere und gerechtere Welt entwickelt wie nie zuvor in unserem Leben. So dachten wir. Sprachen wir über zu Hause, dann waren wir guter Dinge, dass die Schweiz bald der EU beitrete, und gleichzeitig ärgerte uns, wie die SVP erstarkte.

Über etwas sprach er nicht. Oder nur, wenn man ihn darauf ansprach. Auf das c in Herczog. Über seine ungarischen Wurzeln. Er sagte, er verstehe ein paar Worte Ungarisch. In Wirklichkeit sprach er leidlich ungarisch. Als damals Fünfzigjähriger vermied er es, seine Vergangenheit als Flüchtling zu erwähnen. Erst zehn Jahre später erzählte er einem Journalisten Details über seine Herkunft, über seine Flucht aus Ungarn im Jahr 1956. Aber 1997, in Kar-

pathos, war ihm nicht danach, über solche Dinge zu reden, so wie er überhaupt nur zögerlich über Biografisches oder über seine innere Gefühlswelt sprach. Er war zufrieden und glücklich, wenn Betriebsamkeit herrschte und er mittendrin war. Wenn er dazugehörte.

Lefkos hatte sich verändert im Vergleich zu den Ferien drei Jahre zuvor. Es gab zwei neue Hotels, ein paar zusätzliche Appartementshäuser und merklich mehr Touristinnen und Touristen. An diesem kleinen Boom wollte auch unser Gastgeber Ntinou teilhaben und seine Investitionen in den Bau vom Süßen Traum amortisieren. Er nahm neben seinen Freunden fremde Gäste auf. Selbstverständlich waren seine Freunde immer noch seine Freunde und die neuen Leute waren vorerst einfach Gäste. Sein Buchungssystem hatte den Makel, dass zwar alles fein säuberlich in seinem Kopf abgelegt war, sonst aber nirgends. So stellte sich für alle überraschend erst bei der Ankunft neuer Gäste heraus, dass für ein österreichisches Paar ein freies Zimmer fehlte.

Im Glauben, sein Freund Andreas und Gabi würden ihm nicht böse sein, wenn er sie auffordere, ihr Zimmer zu räumen und für die restlichen drei Tage an einen Ersatzort zu ziehen, wies er den österreichischen Gästen deren Zimmer zu. Das hätte er nicht tun sollen. Für Andreas Herczog brach eine kleine griechische Welt zusammen. Wenn er etwas nicht ertragen konnte, dann war es, irgendwo ausgeschlossen zu werden. Er war dort verletzt worden, wo er am verwundbarsten war: nicht mehr dazugehören! Auch wenn es nur den Süßen Traum auf Karpachos betraf. Sein langjähriger Politgefährte Ruedi Bautz erinnert sich noch zweieinhalb Jahrzehnte später: «In dem Jahr, als wir in Lefkos Ferien machten, sagte der Gastgeber gegen Ende der Ferien, Andi müsse sein Zimmer räumen, denn er habe es ab darauffolgendem Tag an jemanden vermietet. Andi musste in ein anderes Zimmer ziehen und war so verärgert und wütend – was ja sonst nie seine Art war –, dass er beschloss, nie mehr dorthin zu reisen.»

An den Vorsatz hat er sich gehalten. Zwanzig Jahre lang. Im Sommer 2017 machte er zusammen mit seiner Frau Doris auf einer Rundreise im Dodekanes ein paar Tage Halt in Lefkos, um zu sehen, wie sich der Ort verändert hat. Iannis war schon gestorben.

Meine Freundschaft mit Andi Herczog hielt an, wir trafen uns zum Essen, luden uns zu Geburtstagsfeiern ein, schrieben uns Karten, telefonierten. Als sich unser Leben privat und beruflich änderte, wurden die Abstände zwischen Einladungen länger, die Telefonanrufe seltener, aber die Wiedersehen blieben herzlich. Im März 2020 begegneten wir uns zufällig vor dem Bahnhof in Zürich, schwatzten, die Abfahrt des Zuges nahte, und wir vereinbarten ein Mittagessen beim Griechen in der Innenstadt. Dazu kam es nicht.

Der erste Corona-Lockdown machte das Land dicht, ein zweiter folgte, Verhandlungen wurden zuhauf verschoben, die Monate zogen ins Land.

Am 12. September 2021 starb Andreas Herczog an einer Corona-Infektion. Es war im Herbst, als sich die Welt über die Pflicht ereiferte, sich gegen die Seuche impfen zu lassen, und über die Freiheit, es nicht zu tun. Der Tod des einst schweizweit bekannten Politikers Andreas Herczog gab den Debatten neue Nahrung, denn der Verstorbene war geimpft. Die Medien titelten landesweit sinngemäss: Altnationalrat Herczog trotz Impfung an Corona gestorben. «Trotz Impfung» – das gab zu reden. Mit wenigen Ausnahmen wurde aus dem Nachruf nach wenigen Zeilen der Besinnung ein mehr oder weniger wissenschaftliches Erklärstück, warum ein Mensch trotz der Impfstoffe, die in Rekordzeit entwickelt worden waren, sterben konnte. Andreas Herczogs Tod verkam zur Nebensächlichkeit. Die Pandemie hatte sein Lebenswerk sozusagen verdrängt.

Einen guten Monat nach seinem Tod trafen sich Weggefährterinnen und -gefährten, die ihn privat, politisch oder beruflich ein kürzeres oder längeres Stück auf seinem Lebensweg begleitet hatten, zu einer Gedenkfeier im Zürcher Volkshaus. Einige hielten kurze Ansprachen, erinnerten an Andi Herczogs Wirken, steuerten Anekdoten bei, andere sassen in stiller Anteilnahme auf den Stühlen, gedachten des Verstorbenen.

Wer über Andi Herczog sprach, erzählte – wie das immer so ist – immer auch von sich. Wie er oder wie sie ihn kennengelernt hatte, was man als Frau, als Mann, als Genosse oder Genossin, als Arbeitskollege oder -kollegin mit ihm erlebt hatte, welche Rolle man in seinem Leben eingenommen hatte und umgekehrt, wie häufig man sich noch begegnet war. Und so breiteten sich in den Erinnerungen immer auch andere Lebensläufe aus, die eine Weile mit der Vita von Andi Herczog verknüpft gewesen waren. Manchmal verschwand er für einen Moment aus den Berichten, weil die Erzählenden sich im Eifer des Erinnerns in den Vordergrund bewegt und sich zur Hauptfigur gemacht hatten.

Aus diesem Erlebnis an der Gedenkfeier für Andreas Herczog entstand die Idee, sein Leben als Collage aus Ausschnitten unterschiedlicher Lebensläufe anderer, ihm nahestehender Menschen darzustellen. Die Collage zeigt Facetten der Schweiz aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, und zwar zuerst aus dem Blickwinkel politisch linker, durch die 68er-Unruhen geprägter Frauen und Männer. Einige waren von Anfang an mit Andreas Herczog zusammen, als aus dem rebellischen Aufbegehren von Studenten und Studentinnen eine politische Partei, die Progressiven Organisationen (POCH), erwuchs. Sie repräsentierten die Partei, erlebten den Höhenflug und den Niedergang. Andere erlebten mit ihm zusammen den Niedergang der POCH. Doch